

Der Kammerdiener des Kaisers.

Historischer Roman
von J. Hedervari-Weber.

„Das grenzt ja an's Wunderbare,“ flüsterte Wenzel v. Kinsky dem Kammerherrn Hieronymus Schönfeld zu. Vor einer halben Stunde bin ich dem ‚Füdel‘ in einer Straße der Kleinfeste begegnet und jetzt erscheint er plötzlich hier. Ich kann es beschwören, daß ich ihn in sein Haus, das am Ufer der Moldau liegt, eintreten sah.“

„Hütet Eure Zunge,“ unterbrach ihn sein Nachbar, „es giebt kein Wort, das Philipp Lang mehr in Zorn bringt als das: ‚der Füdel‘. Er schämt sich seiner Abstammung und betrachtet jeden, der ihn daran erinnert, als Feind.“

„Der Thormärter, welcher den Tag über niemals seinen Posten verläßt,“ sagte der Kanzler von Böhmen, der sich den beiden Hofherren zugesellt hatte, befeuert, daß er den Kammerdiener die Hofburg verlassen, aber nicht zurückkehren saß. Wie mag es dem Lang gelungen sein, ungelesen hierher zu kommen?“

„Wenn er keinen Doppelgänger hat, so versteht er sich auf Zauberkünste!“ rief Wenzel v. Kinsky aus. Er hatte diese Worte in der Erregung so laut gesprochen, daß sie an das Ohr des Kammerdieners drangen, der regungslos wie ein Steinbild hinter dem Stuhle des Kaisers stand. Er erhob das geknickte Haupt und schaute so drohend auf den dreifachen Sprecher, daß dieser wie von einem plötzlichen Schreck erbleichte.

Jetzt näherte sich der Kanzler Bratislaw v. Pernstein dem Kaiser und sagte:

„Der Gesandte des Papstes wartet im goldenen Saale, um von Eurer Majestät empfangen zu werden. Es ist der Mönch Lorenzo.“

Der Kaiser sprang auf und schrie in einem Tone, aus dem Entsetzen und Zorn widerklangen:

„Der Mönch will mich erdolchen! Sagt ihn aus der Burg!“

Dann trat er den erschrockenen Hofherren näher und rief, während Wuth und Angst sein Antlitz verzerrten:

„Ihr seid Verschwörer und begünstigt den Mord, durch den mein Bruder Matthias Kaiser werden soll!“

Er ergriff einen silbernen Pokal, der auf dem Schränkchens stand, und schleuderte ihn unter die Edelleute, die zurückwichen.

In diesem Augenblicke umfaßte Philipp Lang den Leib des Kaisers, der von Krämpfen gerüttelt wurde, und heftete seine großen, flammenden Augen starr auf dessen Antlitz. Diese Blicke wirkten wie ein Zauber, denn der Kaiser wurde plötzlich ruhig und sank erschöpft in die Arme des Kammerdieners.

„Du bist mein treuester Freund,“ sagte er, die Worte mühsam aus den Lippen pressend. „Der Einzige, dem ich vertraue. . .“ Dann richtete er sich wieder auf und sprach, in Stimme und Haltung den Herrscher zeigend, zum Kanzler von Böhmen:

„Ich ernenne den Philipp Lang zum kaiserlichen Rath!“ Die Hofherren verriethen durch ihre erstarrten Mienen und abwehrenden Geberden, daß sie über diese Ernennung entsetzt waren.

Der Bischof von Prag, der sich unter ihnen befand, bekreuzte sich und rief:

„Gott erbarme sich des unglücklichen Kaisers! Er muß alles thun, was der ‚Füdel‘ will. Das ist ein böser Zauber.“

Philipp Lang aber, der die Aufregung seiner Gegner nicht zu beachten schien, wandte ihnen den Rücken und sagte zum Leibarzt Anselmo: „Seine Majestät brauchen Ruhe!“

Diese Worte, die er laut sprach, genügten, um das zu bewirken, was er wünschte, die Entfernung der Hofherren. Während sie das Gemach verließen, führten er und der Arzt den ermatteten Kaiser in das Schlafgelag, wo ihn die Diener entkleideten und in das Bett hoben.

„Ich werde hier warten,“ sagte Philipp Lang zu Anselmo,

als sie allein neben dem Kaiser, der eingeschlafen war, standen. Als der Arzt zögerte, das Gemach zu verlassen, fügte er in barschem Tone hinzu: „Gehet, wenn Ihr mein Freund bleiben wollt!“

Anselmo näherte sich der Thür, da eilte ihm Philipp Lang nach und sagte:

„Ihr wünscht, daß Euer Gehalt erhöht und Euch ein paar Roffe zur Verfügung gestellt werden. . . das soll geschehen; vertraut auf mein Wort!“

Der Leibarzt, auf dessen Antlitz eine Wolke des Unmuths gelegen, faßte die Hand des Kammerdieners und rief:

„Ihr seid ein Wohlthäter! Verfügt über meine Dienste!“

„Vergesst Eure Worte nicht,“ erwiderte dieser, „denn ich werde bald Eure Hilfe brauchen. Dienst fordert Gegendienst.“

„Ich wiederhole,“ unterbrach ihn Anselmo, „daß ich zu jedem Dienste bereit bin!“

Nach diesen Worten trat er in die Halle, welche vor den kaiserlichen Gemächern lag.

Der Kammerdiener schob den Kiesel vor den Eingang des Gemaches und ging, nachdem er einen Blick auf den Schlummernden geworfen, nach dem Hintergrunde, wo sich eine Nische befand.

Dort öffnete er eine winzige Thür, welche mit derselben Lebertapete wie die Wände bedeckt und darum kaum sichtbar war, und in der Höhlung tauchte ein Jüngling auf, der hier versteckt gewesen war.

Sein von rabenschwarzen Locken umrahmtes Antlitz, das bleich wie eine Perle schimmerte, die feinen Züge und die zierliche Gestalt machten seine Erscheinung zu einem Bilde von befräudelter Schönheit. Er trug die Pagenstracht, ein rothes Wams mit Puffenärmeln und faltigem Brustlapp, in dem das kaiserliche Wappen eingestickt war, gelbe Pluderhosen, die bis zu den Knien reichten, Beinstrümpfe von derselben Farbe und spitze Schuhe. Ein schwarzer Sammetmantel hing lose an seinen Schultern.

Der Jüngling hielt ein Bündel in der Hand, das er dem Kammerdiener mit den Worten zeigte:

„Ich bin dir in den Thurm gefolgt, um die Kleider, welche uns verrathen könnten, zu holen.“

„Bleibe hier,“ erwiderte dieser, „denn der Kaiser wird bald erwachen. Du sollst ihm den — Schlaftrunk kredenzen.“

Der Page trat in das Gelag, und Philipp Lang zog aus einem Fache des Schrankes, der neben dem Bette des Kaisers stand, eine Büchse hervor, aus der, als er sie geöffnet, ein scharfer Duft strömte. Er entnahm ihr einige Körner und warf sie in einen goldenen Pokal, den er mit spanischem Wein füllte.

Der Schlaf des Kaisers dauerte nur kurze Zeit. Als er die Augen hob, standen Kammerdiener und Page an seinem Bette und ihr Anblick schien ihn zu erfreuen.

„Julio!“ rief er dem Jüngling zu und faßte dessen kleine, weiße Hand. Er schaute ihn zärtlich an, und seine Mienen und Geberden verriethen, daß er ihm gewogen war.

Philipp Lang, dem dies mißfiel, griff nach dem Pokal und reichte ihn dem Julio mit den Worten:

„Es ist Zeit, daß Seine Majestät den Morgentrunke nimmt.“

Am nebelgrauen Himmel waren die ersten Strahlen der Morgensonne aufgeglitzert, und die Glocke im Thurme des Weitsdomes verkündete die dritte Morgenstunde.

Kaiser Rudolphus nahm den Pokal, den ihm der Page reichte, und schlürfte dessen Inhalt in langen Zügen, während seine Blicke wie festgebannt auf Antlitz und Gestalt des Julio ruhten. Der Trunk wirkte schnell, denn schon nach kurzer Zeit sank er in die Kissen zurück, und bald bewiesen tiefe Athemzüge, daß er eingeschlummert sei.

„Der Schlaf wird bis zum Abend dauern,“ sagte der Kammerdiener. „Während dieser Zeit bin ich — der Kaiser!“



„Warum bereitest du den Schlaftrunk stets heimlich und bei verschlossenen Thüren?“ fragte Julio. Seine großen Augen schauten ihm scharf ins Antlitz, und der Ausdruck seines Gesichtes schien zu sagen: „Du hast ein böses Gewissen!“

Philipp Lang erwiderte barsch:

„Wein Trank ist heilsam; das kann der Kaiser bezeugen. Ich will aber nicht, daß Doktor Anselmo oder einer der Hofherren, die mir feindlich gesinnt sind, die Zubereitung des Heilmittels erfahren. Das ist mein Geheimniß.“

Er trat dann plötzlich näher, packte Julio kräftig am Arm und rief in einem Tone, der Wuth und Zorn seines Inneren kundgab:

„Ich dulde es nicht, daß der Kaiser den Härtlichen gegen dich spielt. Du bist mein, Julia, und kein Anderer darf dich besigen!“

Die als Page verkleidete Schöne lachte laut auf und sagte: „Du bist eifersüchtig geworden, mein Freund! Dazu habe ich Dir wahrlich keinen Anlaß gegeben. Es geschieht ja alles nur zu deinem . . . zu unserm Besten,“ rief sie, sich eng an ihn schmiegend. Philipp Lang konnte den heißen Blicken der als Page verkleideten Julia nicht widerstehen; sein Zorn verslog unter ihren Liebtönen ebenso rasch, wie er aufgeflammt war. Er küßte sie feurig an sich pressend, ihre Lippen, die im Roth der Korallen schimmerten, und sagte im zärtlichsten Tone:

„Ich vertraue dir.“ Dann löste er sich aus ihren Armen und ging nach der Tapetenthüre.

„Halte Wache und öffne um keinen Preis, wenn jemand Einlaß begehrt. Ich werde in ein paar Stunden wiederkehren.“

Nach diesen Worten ergriff er das Bündel, welches Julia gebracht hatte, und ging durch die Wandhöhlung in einen niedrigen, von einer Lampe erhellen Gang, der nach seiner Stube führte.

Diese lag am Ende einer Hintertreppe und so verborgen, daß sie nur derjenige fand, der die zahllosen Flure, Hallen und versteckten Nischen der Königsburg kannte.

Seine Stube war ein kleiner Raum, dessen ganzen Hausrath eine Bettstelle, ein Eichentisch mit einigen Stühlen und eine riesige Truhe bildeten; die Wände bestanden aus vermorstem Holzgetäfel.

Eine gar armselige Behausung für den Günstling eines Kaisers. . . Philipp Lang verschloß, nachdem er das Gelaß

betreten, die Thüre, zündete eine Wachskerze an, die in einem eisernen Leuchter steckte, und hob eine Fliese des Bodens auf. Sie verdeckte eine Steinplatte, deren Ring er faßte, um sie zur Seite zu schieben.

Jetzt wurde eine Treppe sichtbar, die er, das Licht in der Rechten haltend, niederstieg; so gelangte er in eine Halle, deren Wölbung auf mehreren Pfeilern ruhte. Sie glich, da sie ohne Fenster und Thüren war, einem Verließ.

Die Treppe bildete den einzigen Eingang. An den ungetünchten Wänden und zu Füßen der Pfeiler standen Schränke, Truben und Tonnen, während in den Nischen und Winkeln riesige Bündel und gefüllte Säcke lagen.

Lang warf das Bündel, das er mit sich trug, in eine Ecke, zündete eine Fackel, die in einem in die Mauer gefügten Eisenring steckte, an und öffnete bald hier die Lade einer Truhe und bald dort Säcke oder Ballen. Welche Fülle von Kostbarkeiten aller Art war hier aufgespeichert! Eine Schatzkammer, die der Stolz eines Kaisers gewesen wäre.

Unter den grellrothen Strahlen der Fackel funkelten die Hunderte von edlen Steinen, welche Ringe, Ketten, Spangen und Schmuckstücken zierten, wie feurige Blitze, während die farbige Pracht der Stoffe aus Sammet, Brokat und Seide, die zu Haufen gesondert lagen, die Augen blendete.

Auf den Schränken standen Humpen aus Elfenbein, Krystall und Bernstein, Pokale und Becher von getriebenem Golde, sowie kunstvoll gearbeitete Tischgeräthe, deren Werth Tausende betrug.

Rüstungen, Panzer und silberne Harnische, in denen Goldblumen rankten, Schwerter, Dolche, Degen, deren Griffe bunte Edelsteine trugen, und allerlei Waffen für Krieg, Jagd und Herrendienst bildeten den Inhalt der Truben, und die Tonnen waren mit Gold- und Silbermünzen gefüllt.

In einem Winkel waren Delbilder, Bildhauerarbeiten und Schnitzereien aufgestapelt, die theils von Künstlerhand geschaffen, theils wegen ihres Alters kostbar waren. . .

Philipp Lang schaute mit leuchtenden Blicken auf diese glänzende Pracht, und sein verdüstertes Antlitz nahm plötzlich einen sonnigen Ausdruck an.

Er wählte hier in den Goldstücken, nahm dort ein mit Brillanten verziertes Schmuckstück in die Hand, um sich an dessen Gefunkel zu ergötzen; dabei lachte er hell auf wie einer, der ein volles Glück gefunden hat. (Fortf. folgt.)

„Ein guter Tag.“

Aus dem Leben eines Berliner Droschkenkutschers.

Ich weiß nicht mehr, wie ich hineingerathen war, genug, ich befand mich eines Tages in einer Wirthschaft draußen im Norden der Stadt mitten in einer Gesellschaft von Droschkenkutschern und anderen Fuhrleuten. Es schien hier eine Art Vormittagsbörse stattzufinden, denn es wurde viel vom Geschäft gesprochen und allerlei Händel abgewickelt. Der Verkehr am Schanktisch war ungemein lebhaft, sodaß der Wirth mit seinen hübschen Mädchen nur mit Mühe allen Forderungen der Gäste gerecht werden konnte. Ich nahm an einem der hinteren leeren Tische Platz und bestellte mir einen Kunsch. Kaum sah ich, da gesellte sich ein biederer Rosselenker „erster Klasse“ mit freundlichem Gruß zu mir, stellte seine Peitsche in die Ecke, nahm ein Stück Speck aus seiner Manteltasche und begann mit einem ungemein glücklichen Gesicht zu essen. Der Mann gefiel mir in seinem vergnüglichen Wesen und ich redete ihn an:

„Ihr seid zufrieden, wie es scheint.“

„Bei Gott, Herr,“ sagte er, „es könnte schlechter gehen!“

„Aber es ist kaum Mittag und . . .“

„O! wegen heute lache ich noch nicht, diesen Morgen ist es nicht viel gewesen, aber gestern! Was war das für ein Tag! Ja, wäre es das ganze Jahr so, hätte ich bald meinen Droschkenhof da draußen gekauft.“

„Das ist erstaunlich; aber wenn man euch stehen sieht, ganze Stunden vergehen, bis ihr zu fahren habt.“

„Allerdings; seitdem die Pferdebahn uns das Brot so geschmälert hat, ist es schlimm durchzukommen, aber ein guter Tag ist für die ganze Woche; der gestrige z. B. ist noch mehr werth.“

„Ist's möglich?“

„Ganz gewiß!“

„So erzähl mir doch,“ sagte ich und forderte zwei frische Gläser.“

„Warum nicht?“ erwiderte er. „O das Leben ist ja nur ein Spaß in dieser Welt, und wir Kutscher, wir leben Dinge. . . kurz, gestern morgen bei schönem Wetter. . . Auf Ihre Gesundheit, Herr!“

„Profit!“

„. . . Gestern morgen konnte ich von meinem Hof am Wedding die Chausseestraße hinunter und jahre im Schritt in die Friedrichstraße ein; ich gebe meinem Schimmel einen Hieb; da schlägt er aus und hebt den Schwanz auf. Es wird einen guten Tag geben, denke ich, der Hafer macht sich gut; denn immer ist es ein gutes Zeichen für mich, wenn der Schimmel ausschlägt. Wahrhaftig, kaum bin ich auf dem Platze, da kommt ein feiertagsgekleideter Jüngling und bestellt mich zu seiner Hochzeit. Wir holen die glückliche Braut, die Schwiegereltern, zwei Tanten und noch einen Zeugen aus N, S und SO ab, und dann im schlanken Trab zum Standesamt. Es war die höchste Zeit, sie wurden zusammen gesprochen und geschrieben, sehten sich wieder in meine Droschke und alleamt zum „Fröhlichen Anker“ nach der Invalidenstraße. Wünschte wohl zu weilen. . . Die Tour brachte mir zwei Thaler, eine Schinkenstulle und zwei Seidel ein. Gut, dachte ich, das geht schon nicht übel; ich stecke meine Silberräder in meinen Lederbeutel und steure den Linden zu. Ein junger Mensch, bleich, verstimmt, in einen Mantel gehüllt, fragt mich: „Sind Sie bestellt, Kutscher?“ — „Nein Herr.“ — „Gut, nach Halensee, und geschwind, da ist gleich Geld.“ Und er gab mir ein Fünfmärkstück. Meine Pferde hatten Hafer gefressen und gingen scharf wie der Wind. Mein junger Mensch stieg in Halensee aus, sagte nichts als „guten Morgen;“ dann machte er sich rasch links in den Wald und ich verlor ihn bald aus dem Gesicht. Wertwürdiger Mensch, dachte ich, aber was geht's mich an: 6 und 5 sind 11, das ist nicht von Stroh zum Aniang. Aber kaum hatte ich meinen Beutel unter meine drei Westen gebracht, da höre ich einen Schuß, der im Walde verhallt. „Mein Gott!“ rief ich, „ich wette, mein armer junger Mensch hat sich den Kopf abgeschossen.“ Ich irte mich nicht, denn eine vornehme Dame stieg aus einer eben angekommenen Equipage und schrie mir zu: „Kutscher! Kutscher! haben Sie einen jungen Menschen so und so und so hierher geführt?“ — „Ja, Madame, und ich fürchte, der junge Mann so und so und so ist der, der. . .“ — „Der, was?“ — „Nun ja, der eben im Walde geschossen.“ — „Ich kann aber nicht sagen, ob er auf sich. . .“ — „Ach! mein Sohn! mein armer



Sohn! alles konnte noch gut werden . . . " Da läuft die arme Frau in den Wald hinein. Es war nur zu wahr. Der junge Menich hatte sich gut in die Schläfe getroffen. Man brachte ihn und legte ihn in meine Droschke, die er kaum lebend verlassen hatte. Die Dame stieg ganz in Thränen wieder in ihre Kutsche, fuhr davon, und ich wie ein Trauerzug hinterdrein im kleinen Trabe nach der Friedrichstraße. Hier wurde der Todte abgeladen. Der Arme hatte mit 5 Mark gegeben, seine Mutter gab mir 10; wahrhaftig es war als ob der brave todt Junge mir dieses Legat vermacht hätte 11 und 10 macht 21! Der Schimmel, sagte ich, führt mich heut nicht an, und gab ihm ein paar Diebe auf das Fell; da kommt eine junge elegante Dame, die ihr Geldtäschchen in der Hand trägt, thut sehr eilig, steigt ein und ruft: „Nach der Ausstellung, aber hint!“ Wir kommen an, ein schöner junger Herr empfängt sie, küßt ihr die Hand . . . Gut, dachte ich. „Können Sie wechseln, Kutscher? Hier sind 3 Mark!“ Ich, wie es bei uns so gebräuchlich ist, zähle bedächtig ein paar Nickel in die Hand und suche dann nach Silberstücken. Verliebte haben aber nicht Geduld. Schnell nimmt sie die Wenige, steckt sie ein, nimmt den schönen Herrn unter den Arm und — weg ist sie. Ha, vortrefflich! dachte ich: 21 und 3 macht 24! — Jetzt ist es vielleicht aus, meint Ihr; keineswegs, es nimmt kein Ende. Vier Herren mit ernstern Gesichtern steigen in meine Droschke; der eine hatte ein Kistchen unter dem Arm. „Maul gehalten!“ sagte der letztere zu mir und steckte mir zwei Silberväder in die Hand, „nach der Jungfernhäide am See!“ Wir kommen an; meine Leute steigen aus und machen sich in eine dunkle Allee, wo in der Entfernung von dreihundert Schritt ein anderer Wagen hielt. Kurz darauf höre ich zwei Pfistenschüsse; die Herren kommen wieder, keiner ist verletzt; ich höre nur von einem Verwundungsstich aus sprechen. „Zu Dresse! unter den Linden!“ Ich fuhr sie dahin, der andere Wagen folgt uns; sie lachen alle und drücken sich die Hände und ich bekomme noch ein halbe Silberkrone für die Rückfahrt.

„Teufel noch einmal,“ unterbrach ich den Unermüdlichen, „damit konnte Euer Tag zu Ende sein.“

„Lieber Herr,“ verjette er, „das dachte ich auch, da kam ein ganz betrübter Herr und hieß mich hinter einen Leichenwagen herfahren; heute sollte meine Droschke bei allem sein, wir begleiteten die Leiche im Schritt nach dem Leichenhaufe. Während

man sie hineintrag, fragten meine Pferde ihren Hafer; ich hätte ein Barbar sein müssen, hätte ich ihn heute sparen wollen. Der traurigen Herrn brachte ich dann nach der Stadt zurück. Da war es nun freilich schon beinahe Nacht geworden. Schöne Fräuleins in Ballkleidern wollten mich haben. Gut dachte ich, das ist noch etwas; einen Kavaller haben sie nicht, die müssen anbeiben. „Ich fuhr nicht,“ sagte ich, „meine Pferde sind zu müde, und da ich nicht auf dem Salteplatz stehe, bin ich nicht verpflichtet zu fahren.“ Zum allergrößten Glücke fielen jetzt einige Negentropfen und die schönen Muckkleider waren bedroht. „Wie, Sie wollen uns nicht fahren?“ sagte sie alle zusammen: „o, Sie sollten mit uns zufrieden sein: hier sind drei Mark, nach der Philharmonie, und fuhr uns gut!“ Nun das war ein Wort und also im scharfen Trabe nach der Philharmonie. Das war nur alles keine Kleinigkeit, aber das Beste kommt noch. Wie ich am Potsdamer Bahnhof vorüberfuhr und den Weg nach Hause zu nehme, kommt ein Herr mit mehreren Beuteln und Taschen auf mich zu. Ich fuhr ihn nach seinem Hotel in der Friedrichstraße, weil das so auf meinem Wege lag, er bezahlte splendid und — jetzt kommt das Beste — vergibt eine der Taschen mit 10,000 M. in Wechseln und Papiergeld in meiner Droschke. Als ehrlicher Mann hatte ich heute Morgen nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Hotel zu fahren, und meine Ehrlichkeit trug mir gerade 100 M. ein.

„Jetzt ist aber doch der merkwürdige Tag zu Ende?“

„Ja, wahrhaftig! ich war es müde, so viele Silberväder ein zu laden; man bekommt alles satt, denn laßt uns ein wenig rechnen: Die Hochzeit 6 M., Selbstmord des jungen Herrn 5 M., Seine arme Mutter 10 M., Das Rendezvous in der Ausstellung 3 M., Das Duell 11 M., Die Leiche 3 M., Der Ball 3 M., Der Fremde 2 M., Die Belohnung für das gerundene Geld 100 M., in Summa 143 M. Einhundertdreißig Mark, damit konnte man zu Bett gehen, meine ich; das war ein guter Tag! — Auf Wiedersehen!“

Er stieg auf seinen Bod und winkte mir zu. Als er seinen Schimmel berührte, schlug dieser mit den Hinterbeinen. „Aha,“ sagte er lachend; „gut wird er, aber io gut wie gestern kann er nicht werden.“

Damit knallte er mit der Peitsche und fuhr davon.

Bunte Zeitung.

* Die innigen Beziehungen zwischen Staat und Kirche in der guten alten Zeit beleuchtet folgendes Geschichtchen, das der jüngst erschienene dritte Band der wiederholt genannten „Bibliothek des Humors“ mittelt. In einem Dorfe bei Schwedt a. O. wirkte ein Pastor Greulich, der in seinen meist plattdeutschen Predigten sein V at vor den Mund zu nehmen pflegte Als Markgraf Hans von Schwedt hörte, Pastor Greulich habe von der Kanzel auch auf ihn geschimpft, fuhr er eines Abends zu demselben, hielt vor seinem Hause still und befahl seinen Leuten, bei dem Wagen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu bewegen, wenn sie etwa im Hause würden schreien hören. Dann ging er zum Prediger, wurde freundlich bewillkommen, erwiderte aber den Gruß nicht, sondern zog eine Peitsche hervor und begann auf den Geistlichen mit den Worten: „Er verflucht Pfaff, wie kann er sich unterstehen und in der Kirche auf mich schimpfen!“ loszuschlagen. Allein das Blättlein wandte sich. Der Pastor war ein starker Mann und entgegnete: „D wenn die Sachen so stehen, dann muß ich Euer markgräflichen Gnaden zeigen, daß ich Herr im Hause bin!“ Er entwandte dem Markgrafen die Peitsche und schlug aus Leibeshochfränten auf ihn los. Der Markgraf schrie, seine Leute aber kamen nicht, er hatte ihnen ja selbst gesagt, sie sollten beim Wagen bleiben, wenn auch ein noch so hartes Geräusch entstände. Schließlich warf Pastor Greulich den Markgrafen aus dem Hause, ließ sich aber klugerweise so bald als möglich nach Kleinisdorf bei Berlin begeben.

* Ueber die unglückliche Kaiserin Charlotte, die Gattin des am 19. Juni 1867 von den mexikanischen Republikanern erschossenen Kaisers Maximilian, erzählt Pierre de Lano im „Figaro“ folgende, bis jetzt nicht bekannte Episode. Die Kaiserin Charlotte war nach Paris geeilt, um für ihren in Queretaro eingeschlossenen Gatten Hilfe zu erbitten; mußte sie doch bereits, welches Schicksal seiner harte. Sie kam nach St. Cloud, zum Kaiser Napoleon und zur Kaiserin; der ganze französische Hof war anwesend. Sie bot einen erbarmenswürdigen Anblick dar; plötzlich richtete sie sich hoch auf und mit einer unsichern Gesticulation verlangte sie etwas zu trinken. Napoleon, der sehr bekräftigt darüber war, daß er ihr nicht helfen konnte, stand sofort auf und holte selbst ihr ein Glas Wasser, vermischt mit Orangensaft. Charlotte ergriß das Glas und betrachtete es; dann richtete sie ihre Blicke auf den, der es gebracht; ein frampfhaftes Zittern ging durch ihren ganzen Körper, und mit der Miene des Schreckens und Abideus stieß sie das Glas zurück; hierauf trat sie einen Schritt rückwärts, suchte mit den Armen in der Luft

herum, wie um unsichtbare Feinde von sich zu wehren, und sagte mit dumpfer, tonloser Stimme: „Sie wollen mich vergiften; sie wollen mich vergiften!“ Alles war starr; es war der erste Wahnsinns-Anfall, der sie ergriffen hatte. Sie kam wieder zu sich und konnte beruhigt werden. Hilfe erhielt sie keine. Dann eilte sie nach Rom zum Papste. Dort bekam sie einen zweiten Anfall, und zwar wiederum die fixe Idee, daß man sie vergiften wolle; der Papst mußte vor ihren Augen von allen Gerichten kosten, die man ihr vorsetzte, und einmal, in der Nacht, wollte sie gewaltsam beim Kardinal Antonelli eindringen. Unmäßig wurden die Anfälle häufiger und länger, und schließlich senkte sich völlige Geistesnacht über die Unglückliche.

* Ueber einer Sendung antiker Mosaiken nach Paris herrscht ein seltsames Verhängnis. Während der Weltausstellung im Jahre 1867 wurden einige Kisten mit römischen Mosaiken von Marseille aus direkt an den Kaiser Napoleon gesandt und von dem damaligen „Louvre-Architekten“ Lefuel vorläufig in einem Kellerraum untergebracht, ohne aus Mangel an Raum auch nur an das Auspacken dieser Kisten zu denken. 1870 brach der Krieg aus, 1871 folgte die „Kommune.“ In diese Keller hatte Lefuel im Jahre 1870 noch andere Kisten mit künstlerischen Werthstücken schaffen, und, um möglichst sicher zu gehen, diese Keller vermauern lassen. Lefuel starb Mitte der siebziger Jahre und diese Kisten, Mosaiken zc. gerieten vollständig in Vergessenheit. Sie lebten nur noch wie in einer Sage fort. Erst jetzt nahm sich, wie der „Voss. Ztg.“ aus Paris geschrieben wird, der neue Louvre-Architekt Guillaume der Sache wieder an. Die verbergende leichte Mauer wurde abgebrochen und unter der Masse von Kisten fand man auch die mit den antiken Mosaiken. Die ältesten Beamten der Museen erinnerten sich nur, daß diese Sendung zunächst von Lyon gekommen sei und diese Mosaiken für ein Wabezimmer des Kaisers bestimmt waren oder sein sollten. Ob diese Sammlung ein Ankauf des Kaisers oder ein Geschenk an ihn gewesen ist, und wer der Abgeber, ließ sich bis jetzt nicht ermitteln, da das Privatarchiv Napoleons bei dem Brande der Tuilerien fast gänzlich zu Grunde gegangen ist. Auch aus den Akten der Eisenbahn „Paris-Lyon-Mediterranée“ läßt sich nichts ermitteln, da der Empfangstag dieser Sendung weder nach Lyon noch nach Marseille angegeben werden kann.

* Ueber einen neuen erfolgreichen Versuch, die vom Sturm erregten Meereswellen durch Anwendung von Oel zu beruhigen, bringt die Revale Zeitung eine interessante Mittheilung des Kapitäns L. Schmidt, welcher mit dem Dampfer „Niga“ am 18. Okt. nach einer äußerst stürmischen Reise von Niga wohlbehalten in Reval eingelaufen ist. Der Bericht lautet: „Nach dem Passiren von Moon-Sund am Morgen des 18. Okt.

haben Sturm und See auf eine Besorgniß erregende Weise an Heftigkeit zu. Das schwerbeladene Schiff rollte heftig und grub sich tief in die schwere See; die vom Achter anlaufende See rollte förmlich über den Dampfer weg und drohte die Deckladung über Bord zu spülen. Ich beschloß daher einen Versuch mit Del zur Beruhigung der schweren Brechen zu machen. Ich fertigte zwei Bündel aus Kugwolle an, welche ich mit Leinöl tränkte und hing dann beide Bündel vorn über in Luvard. Die Wirkung war eine überaus überraschende und alle Erwartungen weit übertreffende. Die Bewegung der schweren Seen erschien auf einmal viel träger, sie rollten wohl noch drohend genug heran, aber brachen nicht mehr über das Schiff weg, ja erreichten nicht einmal die Höhe des Decks. Das Arbeiten des Schiffes wurde erträglicher. Ich konnte, ohne mein Schiff in Gefahr zu bringen, wieder meinen Kurs steuern und erreichte ohne Unfall den Hafen von Neval. Auf der Strecke von Stapelbotten bis innerhalb Surop, wo die See ruhiger wurde, habe ich ungefähr eine Fäße (Schiffseimer) voll Del verbraucht."

* Eine heitere Scene spielte sich dieser Tage in Amsterdan in einer Gerichtsverhandlung ab. Auf der Rolle stand die Witte eines Steuernehmers, pro Deo (also kostenlos) gegen den Sultan der Türkei procediren zu dürfen, da er diesen wegen Nichtbezahlung der Rente aus einem Privatdarlehen belangen wollte. Der Vorsitzende forderte den Gerichtsvollzieher auf, beide Parteien aufzurufen. In gemessenem, feierlichem Schritt ging der letztere hinaus und rief mit lauter Stimme: "Herr N. N. und Se. Majestät der Sultan der Türkei, Abdul Hamid!" Der Vorsitzende: "Sind beide Parteien hier?" Der Gerichtsvollzieher: "Nein, nur der Kläger. Se. Majestät der Sultan ist nicht erschienen!" Die Richter "hatten Mühe, den Amtsernst zu wahren, aber der Form des Gelehes war doch Genüge geschehen."

* Eine recht seltsame Tugendprobe sah ein Reisender in der Gegend von Brattian, am Drenzwitzfluß, eine ländliche Braut mit ihrem Bräutigam antreten. Sie führte ihren Herzensliebsten an einem Sonntag, begleitet von der Dorfjugend, vor eine Wiede, auf welcher sich ein junger Bienenwärmer angelehnt hatte, und ließ ihn dort stehen. Sie selbst trat mit den anderen zurück. Der Bursche aber nahm eine kühne Haltung an und faßte den Bienenkumpen scharf ins Auge. Da gährte der Aufbruch in der Bienenrepublik; die Blicke der Entfernthehenden aber waren mit ängstlicher Aufregung auf die Bienen und den Burschen gerichtet. Einige von den jungen Republikanern tiracillirten zornig summend hervor und setzten sich in die Haare des Bräutigams, aber er stand fest wie ein Eichenast. Ja, er machte sogar den Mund weit auf, als gedächte er, wenn es darauf ankäme, den ganzen Bienenwärmer zu verschlingen, während die Bienen um seinen Kopf umherschwärmten. Eine andächtige Stille herrschte in der Gemeinde, und nur die Braut berrieth, auf den braven Burschen schauend, einige Urnuhe und Besorgniß, daß die Sittenprobe schließlich ablaufen könne. Allein die Bienen kehrten allmählig zu ihrem Schwarmneße zurück, ohne daß sich auch nur eine feindlich gegen den Burschen erwiesen hätte. Da stürzte die Braut aus der Menge hervor, umfaßte ihren Herzensfreund und rief unter Wonnethränen: "Dich nehm' ich, Jaßch, denn du bist kein Söffel!"

* Im Seebade. Herr: "Wie bekommt Ihnen das Baden, mein Fräulein?" — Junge Dame: "Ganz gut, aber das Wasser schmeckt ja so abscheulich salzig!" — Herr: "Un glaublich! In Ihrer Nähe müßte doch alles zu Suderwasser werden!"

* Aus der Schule. Lehrer: "2000 Mark bringen in zwei Jahren 80 Mark Zinsen. Worin, wie findest du den Prozentfuß?" — Wört: "Viel zu niedrig, Herr Lehrer!"

* Physiologische Fortschritte. A.: Wir haben an unserer Universität einen Professor, der eine Methode entdeckt hat, Kaninchen epileptisch zu machen. — B.: Das ist noch gar nichts. In unserer Stadt lebt ein Gelehrter, der durch Impfung einen Karpen wasserscheu gemacht hat!

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 4. Nov. Für das Botanische Museum an dieser Universität sind neuerdings zwei große private Sammlungen erworben worden: die Nymphaeaceen-Sammlung des 1889 in Königsberg verstorbenen Professor Robert Caspary und das Herbarium des jetzigen Direktors des Botanischen Gartens, Professor Engler. Der Caspary'schen Sammlung sind alle Früchte, Abbildungen und Bücher, die dazu gehören, beigegeben; der Erwerb derselben wurde dem Museum wesentlich durch die Unterstützung des Konsuls Leopold Krug erleichtert, der einen beträchtlichen Theil des Kaufpreises aus seinen Mitteln beitrug. Das Engler'sche Herbarium umfaßt etwa 30,000 Arten und ist besonders ausgezeichnet durch den Reichthum an exotischen Pflanzen.

— Die Erdache wieder in Ordnung. Die mit Spannung erwartete internationale Konferenz der

europäischen Gradmessung hat vor kurzem in Freiburg gefagt. Aus ihren gewichtigen Verhandlungen wird vor allem die weitesten Kreise, selbst der Laienwelt interessiren die überraschende Erledigung des Problems der Höhenveränderung unserer Erde. Wir haben seiner Zeit an dieser Stelle die epochemachende Entscheidung mitgetheilt, daß in Berlin, Straßburg und Prag übereinstimmend eine jüngstzeitlich erfolgte Abnahme der geographischen Breite beobachtet worden ist. Auf der erwähnten Herbstkonferenz hat sich nun herausgestellt, daß nicht nur in Mitteleuropa, sondern auch anderwärts alle Beobachtungen eine Breitenabnahme Europas um eine halbe Bogensekunde vom August 1889 bis zum Februar 1890 erkennen lassen. So gering dieser Betrag an sich ist, so bedeutet die Wahrnehmung doch unzweifelhaft eine grundstürzende Wandelung unserer Einfließ in das Weien der Erddrehung: die Drehungssache, somit beide Pole, Aequator, Längen- und Breitengrade sind nicht, wie bisher angenommen wurde, beharrliche Werthe, sondern wie alles Irdische veränderlich. Ja, ginge die leise einwirkende Aenderung so weiter, so könnte man das Jahr vorausberechnen, in welchem die Sonne uns Deutschen mittags im Zenith stände, Halle comenurer Temperatur annehmen müßte! Aber zum Glück handelt es sich nur um Oszillationen der Erdache: nach den verlässlichen berliner Beobachtungen ist vom 15. April bis 20. August d. J. wieder eine Breitenzunahme von 0.4 Bogensekunde erfolgt.

Alfred Kirchhoff.

— Eine interessante Beobachtung des ersten Jupiteratelliten hat der amerikanische Astronom Prof. Barnard vom Sid.-Observatorium auf dem Mount Hamilton in Kalifornien, wie er in den "Astron. Nachr." berichtet, am 8. Sept. d. J. gemacht. Er sowohl, wie Hr. Burnham, haben, als der erste Jupitersmond über die Jupitercheibe hinwegzog, denselben als einen matten grauen Fleck, der aus zwei Theilen zu bestehen schien. Gelegentlich sah Barnard deutlich die beiden nahezu gleichen Theile durch eine Lichtlinie getrennt. Die Beobachtung ist nicht an dem großen 36zölligen Refraktor jener Sternwarte, der gerade für andere Zwecke eingerichtet war, gemacht, sondern an einem 12zölligen, immerhin also einem bedeutenden Instrument — das größte Fernrohr auf der Arantia hat auch eine Objectivlinse von 12 Zoll Durchmesser. Besondere Bedeutung erhalten die Beobachtungen dadurch, daß die atmosphärischen Verhältnisse in der fraglichen Nacht auf dem Mount Hamilton besonders günstige waren, die es erlaubten, 500- und 700fache Vergrößerungen anzuwenden. Hr. Barnard hält nur zwei Erklärungen für möglich: entweder sei auf dem Satelliten ein weißer Streifen in gleicher Richtung mit dem dunklen Streifen auf dem Jupiter selbst vorhanden oder der Satellit sei wirklich doppelt.

+ Der lebhaften Bewegung gegenüber, welche die zahlreicheren Aufführungen der verschiedenen Lutherfestspiele in der protestantischen Welt Deutschlands hervorgerufen haben, stand zu erwarten, daß sich die Angehörigen der katholischen Kirche nicht gleichgültig verhalten würden. Wie wir nun aus erster Quelle vernehmen, ist gegenwärtig ein katholischer Geistlicher, welcher, was die scenischen Anordnungen und Einrichtungen betrifft, von dem sachmännlichen Rathe eines Bühnenpraktikers unterstützt wird, mit der Ausarbeitung einer für das katholische Volk Deutschlands berechneten dramatischen Dichtung beschäftigt, die als "Bonifaciusspiel" zunächst in Mainz und Fulda zur Aufführung gelangen soll. Der Dichter dieses Bonifaciuspieles soll, wie wir aus derselben Quelle erfahren, die darüber nur das bestunterrichtete Urtheil haben kann, ganz das Zeug dazu besitzen, eine packende Arbeit zu liefern. Insbesondere soll die Sprache, obgleich das Spiel nicht eigentlich und in erster Reihe ein Kampfspiel den Lutherfestspielen gegenüber sein soll, doch eine zweckentsprechende und auch eine schöne sein. Weiter dürften die Aufführungen eines "Bonifaciuspieles" in katholischen Gegenden immerhin auch in materielle Beziehung für die Unternehmer günstige sein.

* Kleine Theater-Nachrichten. Heinrich Ernst, der unbergessene, vormalige Heldentenor der berliner Hofbühne, hat es bei der für den Sänger freilich minder bequemen Gastspiel-Carrière nicht lange ausgehalten. Er ist soden für drei Jahre an das Hoftheater in Schwerin engagirt worden. — Frau Agnes Sorma, die treffliche Darstellerin des Deutschen Theaters in Berlin, ist für das berliner Theater verpflichtet worden. — In Kassel wird ein neues Volksbühnenpiel mit geistlichen und weltlichen Gesängen, "Philipp der Großmüthige" von Franz Zeller, in nächster Woche zur erstmaligen Aufführung gelangen. Die Proben werden unter der Oberleitung des Verfassers, welcher früher bekanntlich selbst Schauspieler war, eifrig im Stadtparfaal abgehalten. Das Ganze soll nämlich wie das Luther-Festspiel zur Aufführung gelangen; es wirken nur Dilettanten aus allen Kreisen der Bürgerschaft mit. Landgraf Philipp von Hessen, der Mitkämpfer der Reformation steht im Mittelpunkt der Handlung.